

Die Nebelritter von gestern

Karl Somoffy

— Von Julius Krudy —

... Lassen wir für einen Tag in der geschlossenen Kammer unserer Erinnerung eingesperrt die Prinzen und Fürsten, die Minister und andere berühmte Leute, die sicher auch unter den Gewölben einer anderen Welt mit einer kühlen Ruhe herumstehen, so wie ihre zurückgelassenen Galaanleiter in den Schränken hängen, — sie sind vorbei (wie hochgewachsene Bäume der ungarischen Wäldungen, die auch einst auch gewesen sein mögen), nachdem ein Holzfäller in seiner Längtenne die Art an ihnen angelegt hatte, — der Klang ihrer abgenützten Namen ist wie der der alten Taler, die Jahr für Jahr von ihrem Klang verlieren und einmal kaum hörbar klingen werden in der Schublade irgend eines Sammlers: „solches Geld ist auch einmal im Umlauf gewesen?“ fragt verwundert ein Mensch der späteren Zeit, wenn er die Taler in Augenschein nimmt, um herauszutragen, wie viel von dem Gold und dem Silber übriggeblieben ist... In den alten Klöstern und Museen gibt es Fahnen, die nie mehr aufgerollt werden: zu solchen eingerollten Fahnen werden mit der Zeit auch die Könige und andere große Herren.

*

Aber jener Name, den ich als Titel meines Pensums aufgeschrieben habe, wird noch eine gute Zeit lang in Pest widerhallen, manchmal so schrill, wie die Paepertrumpeten der Theresienstädter Kirchweihfeste, wie der einmal, wie das einsame Cellospiel gealterter Kavaliers, für die aus der alten Zeit nichts mehr von Wichtigkeit ist, nur so viel, daß sie auch einmal jung gewesen sind. — Nun, beim Hören des Namens jenes gewissen Somoffy geschieht es wie auf ein Zauberwort: daß solche Frauenfiguren herbeitrüppeln, von denen wir schon seit ziemlich langer Zeit dachten, daß sie nur mehr auf dem Rand der Spieluhr im Schritt ihrer reizenden, alten Tänze sich bewegen, alte Damen, von denen kein Mensch glauben möchte, daß sie Schuhe mit roten Häuten getragen haben und für deren Strumpfbänder die Männer ebenso leicht starben, wie etwa im Mittelalter für die Eroberung des heiligen Landes. O, wie verschämt huschen sie jetzt an den Kirchenmauern vorbei, jene alten Frauen, die einst beim hitzigen Tanz auch dem Paukenschläger im Orchester mit der Fußspitze um die Nase fuhren! O, wie sie die Augen niederzuschlagen in den altertümlichen Vorstadtgassen und doch haben sie einmal das junge Budapest mit Augen angefixiert, als wollten sie es verschlingen. O, mit wie zitternden Händen umklammern sie den Topf mit dem Suppen und

dem „Kaffeetischeherl“ und doch verstreuten dieselben Hände einmal Gold, Perlen und Seide, als hätten in der Hauptstadt alle Einwohner vom männlichen Geschlecht nur für sie gearbeitet... Es wäre auch schade, jene Fräulein zu suchen, die einst unter dem Herrn Somoffy in Pest auftraten, daß auf ihren Schritt in Pest der Staub emporwirbelte, — sie würden es ohne dies ableugnen, daß sie es waren, die einst, gleich dem Springbrunnen, das Wasser auf den Kahlkopf des unterstehenden Kapellmeisters gespritzt haben.

*

Somoffy versinnbildlicht die Jugend Budapests immer, wenn die Leute aus der lustlosen Gegenwart sich zu jenem rosigen Spiegel flüchten, in dem sie sich in den Jahren ihres Glückes erblicken.

Von Somoffy hat Pest die Unterhaltung gelernt, das „Drahn“ oder, wenn wir uns gelinder ausdrücken wollen: er hat Pest das lustige, leichte Leben kennen gelehrt, wie denn auch aus den kleinen Künstlerinnen des Lebens große Lebenskünstlerinnen werden können, wenn sie in die entsprechenden Direktorenhände gelangen.

... Es ist ja wahr, es gehen noch immer einige zu alten Orpheum-Programmen verglähnte alte Leute in der Stadt herum, die es den Leuten glauben machen wollen, daß Somoffy nicht der Kolumbus, sondern bloß der Vervollständiger des Pesters Nachtlebens war! Somoffy! — so winkten sie mit der Hand ab — hat nur so viel getan, daß er aus der „Blauen Kat“ die Stammgäste herübergelockt hat in sein neueröffnetes Etablissement. (Dessen Eröffnungsprolog kein geringerer als Eugen Helai aus Paris gesendet hatte.) Er macht mehr keine Besuche in Pest, der Prinz von Wales, die Jeannette Waldau ihre roten Wäschermädelschuhe ein in den Schoß legen konnte; der närrische Morgen liest nicht mehr seine „Juchez“ hören im Anfangsteil der Königsgasse, daß die biedereren Speisebürger erschreckt aus den Betten sprangen, als ob ein Erdbeben die Stadt heimgesucht hätte; die Fensterrahmen der bürgerlichen Häuser füllen sich nicht mehr mit „schlammigten“ und in Hauben steckenden Menschenköpfen, wenn einer oder der andere berühmte Kavalier nachtschlafender Zeit durch die Stadt ging. Es erkaufte stärkere, als die starken Fäkerkutscher und die stärksten Iraten in den Gold Somoffys. Sie warfen die ruppigen Gasse und die gedungenen Rutscher und Kravallmänner solange aus dem neueröffneten Etablissement hin

bis diese sich das Randalieren abgemöhnt hatten.

Die „Blaue Kat“ war alt gemorden und mußte sterben. Jeannette Waldau, gegen die so viele vernachlässigte Gattinnen und verlassene Bräute gebetet hatten: eröffnete in einer Vorstadtgasse Wiens einen Gutladen und machte arme Fabrikmodel mit ihrem Geschmaack bekannt, der sich einst die zweite Hauptstadt der Monarchie untertan gemacht hat. Aber ein ähnliches (oder noch schlimmeres Los) stand den übrigen Feen der „Blaue Kat“ bevor: der „Boriska“, der Niemeher Bepi, der Frau Honez, der Musbauer und der Wirtz Lehner, denen zuliebe sowohl Aristokrat, als Barbiergeselle bereit waren, auf der offenen Pester Straße kopfsustehen. „Neue Mädchen sind angekommen“, wie es in der Geschäftssprache hieß. Die alten Mädchen, wenn sie sich nicht beizeiten einen anderen Beruf wählten, konnten nur mehr durch den bordeauxroten Vorhang des Orpheums hineingucken in das neue Haus und in das neue Leben; die Kavaliere wichen auf der Straße den alten Mädchen aus, wie Gespenstern, wie Toten, die zurückkehren.

... Einmal (welch schmerzliche Erinnerung!) war ich Augenzeuge der Szene, als ein zur Vogelscheuche gewordenes altes Fräulein in ihrem kuriosen, kleinen Eigerhut und den vertretenden Schuhen vor dem Etablissement Somossy sich vor den Fächer des Lucianovichs mit den roten Nadeln und vor die zwei Schimmel warf, weil im Wagen neben ein „neues Mädchen“ Platz genommen hatte an der Seite jenes Mannes, der ihr einst ewige Treue geschworen hatte. Eine alltägliche Geschichte, aber man setzt eine Zeit lang durchschauert seinen Weg fort, wenn man so was mitangesehen hat. — Als folgten einem Schritte aus der eigenen Vergangenheit.

Nun denn, Herr Somossy hat die ganze Pester Nacht zertreten, als er an sein neues Unternehmen ging.

Oft haben schon berufenere Federn das alte Orpheum beschrieben, aber niemals wird es in seinem wahren Wesen der spätere Leser erkennen, der sich in dem raucherfüllten, jedoch an den mit Damast und Silber gedeckten Tischen des Zuschauerraumes nicht wiederholt gezeigt hat, es machte lange kein Aufsehen, wenn in silbernen Eiskübeln schäumender Wein auf den Tisch gestellt wurde oder, gleich dem erfrorenen Maiglöckchen, am Tische das weiße Gesicht eines Frauenzimmers der Nacht fahl leuchtete, das sein Leben in Vergnügungen verbrachte.

Der richtige Herr erschien hier im Frack (in erster Linie mußte Herr Somossy dies der Stadt beibringen) und war für einen Kavaliere gehalten werden wollte, hätte nicht um die Welt den billigen Smoking angezogen. Es war viel auffallender, wenn der Silberkübel, die mit dem Propfgürtel umspannte Zigarre, die Tabaksorten der orientalischen Länder und das betörende Geräusch vom Tische fehlten. Die Blumenfrau legte, ohne zu fragen, ihr Bußst auf den Tisch und die Dame war geschäftlich verpflichtet, es sich an die Brust zu stecken. Die Kellner brachten ohne Bestellung die verschiedenen Speiseforten, wie im Traum des Wanderhirschen dies die Dschins tun, denn sie kannten ungefähr den Geschmaack und die Börse des Gastes. In diesem Orpheum war es nie nötig, mit dem Pfennigstück am Bierglas zu klopfen, aber es kostete auch kein besonderes Kopfschütteln, wie ein dazu geschaffener Mensch seine im Abmagern begriffene Börse füllen konnte. Da waren Hartmann, Lefkovich: Gott allein wüßte es zu sagen, wie sie hießen, die freundlichen Geldmänner, die stets mit dem freundlichsten Lächeln auf den Lippen irgendwo herumfanden an den verstecktesten Tischen, nahe dem Zugang zur Garderobe. Anekdoten waren im Umlauf über diese lebenswürdigen Menschen, die doch mit ausnehmenden Bucherzinsen arbeiteten. (Einer der nächsten Rothschilds hieß Schreiber, aber in ganz Pest war er nur unter dem Rosenamen Schreiber bekannt.) Aber auch der schwerhörige Futweller war bei der Hand, der Sachen in der Westentasche bei sich herumtrug, die ein Vermögen wert waren und der schläuflicher lachelte, als seine Ringe. Und wenn der dienstfertige Kellner unsere Visitenkarten in Empfang nahm, um sie irgend einer auf der Bühne beschäftigten Künstlerin zu behändigen, stellte sich draußen, in der von seiner Kost berühmten Küche, der Chef mit breitem Lächeln zum Zusammenstellen eines Spezialsuppers.

Wer schon kommt die Künstlerin, wie ein Lämmchen, in ihrem Theaterree.

Hier aber wollen wir einen Augenblick stehen bleiben, behufs Klarstellung des Andenkens unseres Herrn Somossy... Nicht jede Orpheumkünstlerin erhielt an unserem Tisch, nachdem sie ihre Nummer auf der Bühne beendet hatte. Man kann sogar sagen, daß gerade jene Künstlerinnen selten waren, die der Einladung unserer Visitenkarten Folge gaben. Meist waren die Künstlerinnen Pester und Wiener Abstammung, e darenin willigten, nach der Vorstellung mit ihrem Cousin oder dem „Bräutigam“ im Wintergarten zu spielen.

In Herrn Somossys Orpheum lebten die auf der Bühne beschäftigten Mitglieder wie die Heiligen. Auf der Seite der Moysargasse war jene aus zwei kleinen münern bestehende Speiselokalität, wo die Künstler und Künstlerinnen vor der Vorstellung oder nach der Vorstellung miteinander speisten. Auf die Speisefolge,

die Qualität und das europäische Niveau legte Herr Somossy das größte Gewicht. (Als bald wurde es in Ungarn sprichwörtlich, daß man in Mitteleuropa nur an zwei Plätzen gut essen kann: der eine Platz war der den Zügen angeschlossene Internationale Restaurantwagen, mit dem die Feinschmecker nicht selten mit dem 5 Uhr-Kavalierszug darum reisten, weil — sowie die Eßtrömer Zigeunerbande den einfahrenden Schnellzug mit ihren gutgemeinten feurigen, aber nicht immer rein klingenden Weisen begrüßten — die Kellner im Speisewagen zum Diner zu decken begannen, für welches Diner es sich lohnte, den Weg nach Wien zu machen, wo des armen Reisenden eventuell noch gute Bissen bei Frau Sacher in Form von Rindfleisch harrten. Der andere ungarische Tisch, wo es der Mühe wert war, Messer und Gabel aneinander zu schleifen, den unteren Westentknopf zu öffnen, war das Restaurant des Herrn Somossy in der Moysargasse, das nur zwei kleine Fenster, wie eine Privatwohnung, hatte und dessen Ein-



Karl Somossy.

gang auch so anspruchslos war, daß nur jene ihn wahrnahmen, die diese Tür suchten. Herr Somossy machte wirklich den Scherz (den man auch von Franz Josef und einem ungarischen Minister erzählte), daß er einem zerstreuten Gast, der auf Suppe oder Braten wartend, mit der Serviette den Teller oder das Messer zu putzen begann auch dreimal frisches Eßzeug und frische Teller vorsetzen ließ. Herr Somossy war stolz auf seine Küche: war besorgt, wenn die Exzentrique nicht mit genügendem Appetit aß, traurig, wenn der wandernde Gastronom während des Essens an irgendeine alte Stadt, ein altes Gastspiel dachte und infolgedessen lustlos aß, ernstlich erschüttert aber war er, als die Lustturnerin, von Eifersucht gegen ihren Partner geplagt, trotz der Speisen von sich wies. Indessen war kein Grund zur Besorgnis, als nach einiger Zeit die Pester Feinschmecker das Geheimnis der Moysargasse entdeckten, das kleine Wirtshaus mit den verhängten Fenstern, wo den Gästen solches Beinfleisch und solche Krügel Bier vorgesetzt wurden, wie wir sie jetzt höchstens aus den Romanen Dickens kennen.

Ich wiederhole, daß die Bühnensee nicht immer in den Käfig flog, selbst wenn der kahlköpfigste Separateller oder gar der in Hufarenhosen stekende Portier Popovich in die Bläne eingeweiht war.

Die ausländischen Künstlerinnen waren im Orpheum des Herrn Somossy direkt unnahbar.

Dieser gewisse Somossy, an dessen Namen sich so abenteuerliche Taten in Ungarn knüpften, Abenteuer, von denen die Männer selbst auf dem Sterbebette ihren Frauen nichts zu gestehen wagten; dieser Somossy, den die unerfahrenen jungen Frauen, in Pest wie in der Provinz, nur so lange mit Schauern nannten, bis sie in Begleitung einer entsprechenden Gardedame einer Vorstellung beiwohnen konnten; dieser Somossy, den auf dem ganzen Erdenrund alle Artisten so kennen, daß er nach dem Wiener Ronacher in Osteuropa die letzte Station sei, wo es sich lohnte, ein Engagement einzugehen: Herr Somossy hielt strengere Aufsicht über seine Künstlerinnen wie jede Oberin im Kloster.

Die Künstlerinnen bekamen regelmäßig im Hause

Quartier, hinter jenen Fenstern gegen die Große Feldgasse im ersten Stock und es ist niemals vorgekommen, daß jemand es gewagt hätte, die Ruhe der Künstlerinnen zu stören. Nein, hier war es nicht Sitte, wie sonst damals in Ungarn, daß man die Zigeunerbande vor der Tür der Künstlerin aufstellte. Aber auch hiesige Kavaliere konnten nicht in die Lage kommen, sich der Equilibristin zu Füßen zu legen... Damit will ich nicht sagen, daß diese seltsamen, rätselhaften Wanderer, die nach allen Richtungen der Windrose mit vorgeschriebener Route reisen, die genau so pünktlich eingehalten werden muß, wie die der Zugvögel: daß, sage ich, diese Vögel in Pest nicht irgend einen Flaum aus ihrem Federkleid verloren hätten. Auch aus der Zeit des Herrn Somossy sind noch Legenden erhalten, welche einen Pester Kavaliere mit einer südlichen Schmalbe und einem nördlichen Hermelin in Verbindung brachten, indessen schwören die alten Artistenagenten, daß jene Artistinnen, die mit stunden- und minutenmäßiger Pünktlichkeit mit den westeuropäischen Zügen reisen und sich auch nicht einmal für die Dauer eines Atemzuges in diesen Städten aufhalten können — London, Paris, Berlin, Wien — nicht länger als ihr Vertrag es erlaubt: auch in Budapest im Orpheum Somossys die Gardeoffiziere im Zuschauerraum nicht bemerkten.

Möglich, daß mein Bekanntheitskreis nicht genug ausgebreitet war, daß ich intimere Einzelheiten hätte hören können, beispielsweise über die Baronin Rhaden, die, hoch zu Ross, auf der Bühne des Orpheums sprengte und während ihres Pester Gastspiels auch nicht einmal im Wintergarten des Orpheums erschienen war, wo der berühmte Zigeunerprimas Mungy Rajos seinen graumelierten wallenden Bart über seine Geige legte, indes er die neuesten französischen Chansons vortrug. Nein, nach den Angaben der Stammkellner, der damaligen Intim-Pistas, zog sich die Baronin nach ihren Reiterbravouren in ihr Zimmer zurück, wo sie ein kaltes Bad nahm. Colonel Cogh, der Schütze, war gleichfalls nicht im Publikum zu sehen, er spintisiert im Schanzzimmer in der Moysargasse über seinem Krügel Bier. Die Pariser Chansonneuse Armand D'Ar und Medeh waren mit ihren Gatten hier. Ueberhaupt hatten die Künstler nach dem Stil Somossys auch außerhalb der Bühne die Illusion zu wahren, die sie in Zauberkreise des Rampenlichtes erweckten. Nach der Auffassung des Herrn Somossy durfte sich der wahre Künstler niemals im Leben in Zivil zeigen, weil so etwas die Illusion benimmt und dem Geschäft schade. Selbst Cécilie Carola, jahrelang Alleinherrscherin im Orpheum, als das „Frauenbataillon“ gar über die dreihundert Male aufgeführt wurde, vermied es, wenn sie was keine Seltenheit war, zum „Drah'n“ aufzulegen, den Wintergarten des Orpheums aufzusuchen, sondern zog mit ihrer Gesellschaft jenseits der Andrássystraße hinüber und schlug ihr Zelt in dem weit und breit bekannten Café Beliczay auf, ihr Intendant einer ihrer getreuesten Kurmacher, dem Pester Börseant Diogenes Blau anvertrauend, indes sie selbst der Champagner aus ihren ausgeschnittenen Lackschuhen den Herren und den Kutschern kredenzte. Herr Somossy hatte, wie gesagt, sehr acht darauf, daß seine Künstlerinnen bis ans Ende in dem unerreichbaren Glanz der Bühne dem Publikum erscheinen sollten. Wer würde es heutzutage glauben, daß die Künstlerin selbst in ihrer Garderobe keine Gäste empfangen durfte?

Ja, wer war denn eigentlich der Mann, von dessen Namen die Pester Nächte einstmal noch stärker widerhallten als von des Szabadosz Friedmann, der die schreienden amerikanischen Reklamen als erster in Mode gebracht hatte?

Ich erinnere mich seiner nur mehr aus jener Zeit, da er sich seinem sechzigsten Lebensjahr näherte und feierlich war, wie etwa Nepallé, der Hofmarschall des kaiserlichen Hofes. Ach, in jenen Zeiten waren die Bärte noch stark in der Mode. Ein Mensch, der etwas auf sein Ansehen, auf Rang und Charakter hielt, ließ sich einen Bart wachsen. Nicht umsonst hieß es nach dem alten Sprichwort, man könne auf den Bart kreditieren, die damaligen Herren besuchten die unter dem Kinn sproßenden Haare fleißig mit Sidort, was gut zur Vergrößerung dieser Männerzier sein soll, wie auch mit warmem Tee, der den Bart weichmacht. In jener Zeit des schicksaligen Anstandes war es noch eine Seltenheit, daß sich jemand an einem öffentlichen Orte den Bart gekraut hätte. Herr Somossy trug einen schönen Kaiserbart, wie Franz Josef, vielleicht um auch mit dieser Barttracht die Zeit vergehen zu machen, wo er in jungen Jahren bei der Kerepeser Waut den reitenden Verbund des Achtundvierziger Klaps tanzte, denn er war ein berühmter Tänzer, der abenteuerlustige Junge, der aus Raab die Flucht aus dem reichen und vornehmen Elternhaus angetreten hat, um Schauspiel-direktor und maitre de plaisir der vornehmen Welt zu werden, welche Passion im neunzehnten Jahrhundert nicht zu den Seltenheiten gehörte.

Ja, dieser eben erst ergraute Kaiserbart umschmeibte den hochgewachsenen schlanken Sechziger, der stets bestrebt war, durch zeremonielle Haltung es den Hofleuten gleich zu tun, wer weiß, was für ein Orden ihm noch zugefallen wäre, wäre er nicht genötigt gewesen, von der Leitung seines Orpheums zurückzuweichen. War er vielleicht ein Bruder Leichfuß, der Begründer des ersten ungarischen Orpheums?